

Im Bildzauber der Sprache

Wir staunen über die dichterische Kühnheit Goethes, wenn er zu sagen wagt: „Und durchs Auge schleicht die Kühle / Säftigend ins Herz hinein.“ Und wir stutzen, wenn wir bei Heinrich Böll lesen: „Die Füße meiner Augen sind wund, die Hände meiner Augen sind krank.“

Unmittelbar spüren wir es: Das ist die kühne, Welt und Seele verwandelnde Sprache der Dichtung, in der immer von neuem das Außen zum Innen, das Innen zum Außen wird. Dabei merken wir gar nicht, daß auch wir als Sprechende uns im Bereiche solcher Dichtung bewegen. So wenn wir Farbtöne ansprechen als schreiendes Rot, sattes Blau, kaltes Weiß, Knallgelb. Wenn wir Pläne wälzen, frostige Antworten geben, uns mit leisem Hoffnungsschimmer trösten.

Wir sprechen von lichtem und dunklem Gemüt, von einer schmutzigen Seele. Warum sollte sie nicht auch zerfetzt, zerkratzt sein können? Um unsere Stimmungen zu malen, verbrauchen wir die Farbenskala vom lichtesten Weiß bis zum purpurnen Schwarz — und bleiben doch immer im Sinn. Wie selbstverständlich sprechen wir von schwarzen Tagen, Schwarzhörern und schwarzen Listen, von mageren Enten, Böden und Reden. Wir finden nichts dabei, Augäpfel, Adamsäpfel und Pferdeäpfel in den Mund zu nehmen.

Fettaugen schauen uns an: Auch der Amusische wird solchen Augen gerne begegnen, wenn sie ihn aus der Suppe anschauen. Ohne Scheu sprechen wir von der Mutter, in die wir eine Schraube eindrehen. Wir brechen der Flasche den Hals und treffen den Nagel auf den Kopf. Wir können nicht anders: wenn wir uns ausdrücken, kommen Bilder heraus.

Wir füttern Tiere, Mäntel und Kanonen, haben Haus- und Hosentüren, Schlüsselbärte, Landzungen und Flaschenhälse, Meeresarme und Wogenkämme. Neben den Hähnen auf dem Mist, die krähen können, haben wir Wasser- und Gashähne. Bücher und Berge haben Rücken, Berge außerdem noch Kämme, Füße, Flanken, Eingeweide und Häupter. Das Meer hat Busen und Schoß wie Mädchen und Frauen, aber keine Augen, keinen Nacken, kein Haar. Das alles aber kann ihm heute oder morgen ein Dichter noch verleihen, wie es ja bereits einen Schlund aufzuweisen hat, in den wir schaudernd hinabblicken, wenn es zu gähnen geruht.

So leben wir im Bildzauber der Sprache und dichten mit ihr die kühnsten Gedichte, jeder von uns — und merken es nicht einmal.